

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924

208 (6.9.1924) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 6. September 1924

Zum Bruckner-Jubiläum

Von Prof. Hans Schorn.

Der österreichischen Tonkunst ist bei uns stets eine gottliche Stätte bereitet und damit eine künstlerische sowie nationale Tat zugleich vollbracht worden. Denn die Österreicher, der Zweig des deutschen Volkes aus fränkischem und bairischem Stamm, haben nie aufgehört, zu deutscher Kultur beizutragen trotz der gegen ihren Willen wiederholt aufgerichteten und aufrechterhaltenen Landesgrenze, ja es bedurfte gar oft erst der innerdeutschen Propaganda, um unsere südöstlichen Brüder darauf aufmerksam zu machen, daß wieder einmal ein musikalisches Genie in ihrem Land geboren worden war und unter ihnen wirkte. So lag der Fall zumindest bei Anton Bruckner, für dessen herrliche Gestalt eines Gotteskündigers, eines Selendeten, ohne Mithilfe Deutschlands die Österreicher selbst kaum den rechten Blick bekommen hätten. Deshalb ist aber auch die Wiederkehr von Bruckners hundertstem Geburtsjahr keine rein österreichische Angelegenheit, sondern ein gesamtdeutsches Jubiläum, das sich mit Recht allerorts, wo deutsch empfunden und gesprochen wird, in Brucknerfeiern und Brucknerwochen auswirkt.

Als der arme oberösterreichische Lehrersohn Tonerl am 4. September 1824 das Licht der Welt erblickte, schien nichts Besonderes darauf hinzuweisen, daß der Erstgeborene, dem noch 11 Geschwister nachfolgten, zu etwas Höherem bestimmt sei. Er war knabenhaft romantisch, über seinem Bett hing der Öldruck einer etwas fitzigen Madonna, zu der er dann und wann hinaufblickte, während er auf seiner Kindergeige spielte. Man bestimmte ihn also für die Schulmeisterlaufbahn, und da unmusikalische Lehrer damals nicht auf allen Stellen gebraucht werden konnten, weil selbst im bescheidensten Dorf das Schulhaus zugleich ein Dorfkonzertbureau versehen mußte, traf es sich gut, daß er auch musikalisch war, sich auf die Gehängslehre freute und selbst bald Orgeln konnte. Schon dem Vater, der öfters infolge Krankheit dienstunfähig war, half er mit zwölf Jahren in der Schule und am Chor auf der Orgel aus, 1841 bekam er den ersten eigenen Schulstellenposten, nachdem er den Präparandenkurs im allgemeinen mit der Note „Gut“, in der Religionslehre aber mit „Sehr gut“ absolviert hatte. Als „Schulmoos“ verlegte er nun noch manche Nacht, um neben dem färglichen Gehalt durch Langausspielen bei der Kirche oder bei Hochzeiten sich etwas Geld zu verdienen. Was aber eigentlich jetzt im Kopf des „halbberückten Hüßl“, den sein Vorgesetzter einen Nudelfänger zu titulieren pflegte, vorging, ahnte niemand. Auch als Bruckner 1845 ins berühmte Stift Sanct Florian zurückkehrte, wo er vorübergehend die Volksschule besuchte und schon damals unter den Sängerknaben aufgefallen war, blieb der inzwischen nach Ablegung der zweiten Befähigungsprüfung zum Lehrer Beförderte etwas linksisch und bauerlich; nur fiel sein Privatleib auf, den er auf die Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises und unausgeseht auf das — Orgelspiel verwendete. Vor dem Stroboorgelspiel bei der Behebung der Dom- und Stadtpfarrrexpianistenstelle zu Linz, um die sich Bruckner neben vier Anderen bewarb, sagte jemand leise in der Kirche: „Jetzt posset auf, jetzt kommt der Wahre!“ In der Tat, diese Linzer Zeit (1855—1868) füllte weit mehr als biographischer Inhalt, mit großem Talent und eiserneinern Fleiß entwickelte sich Bruckner nicht nur als Organist bis zur Höchststufe, von hier aus trat er nun auch als Sinfoniker, noch mehr aber als Komponist von kirchlichen Werken erfolgreich vor die Öffentlichkeit. Nach einer Prüfung vor der Gesellschaft der Musikfreunde zu Wien, wo sich Bruckner abermals einer fünfjährigen erschwerten Unterweisung in Harmonielehre und Kontrapunkt unterzog, äußerte ein Mitglied im Jahre 1861: „Er hätte uns prüfen sollen.“ Kein Wunder, daß Bruckners größter Gönner in Wien, Johann Herbeck, nichts unberührt ließ, um dessen Berufung an das Wiener Konservatorium zu erreichen. Mit 44 Jahren siedelte Bruckner auch tatsächlich nach Wien über, unterrichtete nun selbst in Harmonielehre, Kontrapunkt und Orgel, verfaß gleichzeitig den Organistendienst in der Hofkapelle und hielt auch, nachdem ihm 1871 der Professorentitel verliehen worden war, Vorlesungen an der Wiener Hochschule. Zu seinen Schülern zählten Löwe, Schalk, Gustav Mahler, Friedrich Sloje, zu seinen Freunden, die ihn eifrig dann und wann auch mit Wort und Tat unterstützten, u. a. Hugo Wolf und Richard Wagner. (In Wagners Schriften sucht man allerdings vergebens nach einer energischen Stellungnahme für Bruckner, doch gestaltete sich ihr persönliches Verhältnis wenigstens freundlich und herzlich.) Zu Bruckners Gegnern, die fast bis an Bruckners Lebensende (11. Oktober 1896) seine allgemeine Anerkennung als Komponist zu verhindern suchten, gehörten vor allem Eduard Hanslick, der als der bestgehaßte Feind Wagners natürlich diese Antipathie ohne weiteres auch auf den Wagnerenthusiasten übertrug und als Führer der Wiener Presse dauernd Unfrieden stiftete; aber auch Brahms stand der Brucknerischen Musik zeitweilen fern, und die Wiener Phil-

harmoniker taten leider sehr, sehr wenig, um für den Beschimpften einzutreten. Die Vorkämpfer Bruckners findet man außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle. Auch auf Karlsruhe entfällt dabei ein kleines Verdienst: Felix Mottl brachte, 1881 selbst kaum nach Karlsruhe berufen, fast gleichzeitig mit der Wiener Uraufführung die Vierte, auf dem Musikfest von 1885 die Siebente; seitdem ist für das Bekantwerden Bruckners gerade hier in den letzten Jahren noch mancherlei geschehen.

Wie kam es nun, daß Anton Bruckner, der mit seiner heimlich altväterlichen Tracht ein kindliches Gemüt und eine unantastbare Frömmigkeit nach Wien mitbrachte, einen solchen Sturm der Entrüstung und erbitterteste Feindschaft erregen konnte? Entlastend für seine Gegner mag zunächst das Folgende gelten: Bruckner zählte zu den Spätreifen. Als er mit seiner zweiten Sinfonie 1873 zum ersten Male vor die Wiener tritt, ist die allgemeine musikalische Form seiner Sinfonie schon festgelegt und es fällt immer schwerer, aus einem Fertigen die Eigenart herauszufühlen und in dem durchaus schon Persönlichen nun noch obendrein den Zusammenhang mit dem Gewesenen zu erkennen. Frühwerke Bruckners, die den Schlüssel des Verständnisses hätten liefern, seine Entwicklung weitreichend erklären und ihn fördern können, blieben bis in die letzten Jahre unbekannt. Außerdem hatte sogar in Linz, wo Bruckners kirchenmusikalische Werke und darunter zwei große Messen bewundert worden waren, die Uraufführung seiner ersten Sinfonie mehr Befremden als Begeisterung ausgelöst. Man verstand die kühnen Möglichkeiten, die Bruckner entscheidend aus einer intensiven Beschäftigung mit Wagners Werken, wie Tannhäuser, Holländer, Lohengrin, ja Tristan gleich in seinen ersten Sinfonien herübernahm, einfach nicht. Wien stand damals noch dazu im Zeichen unerquicklichster Intrigen, und wenn wir selbst heute noch sagen müssen, daß Bruckner nicht immer zum Vorteil für seine Sinfonik sich der Wagnerschen Richtung verschrieb, so war das zu Beginn der siebziger Jahre eben doppelte Anlaß, ihn schlecht und recht zum Antipoden von Brahms zu stempeln, der der Reihe nach mit seinen vier Sinfonien gerade in Wien die höchsten Triumphe feierte. Der „ehle“ Wettstreit mußte mit der Verhöhnung des einen enden. Man überschüttete den Nebenbuhler mit Verspottungen und grauslichen Gemeinheiten; so verlief für Bruckner, der trotz alledem auch diese Wiener Jahre, wie es seiner kühnen Gemütsnatur entsprach, zwischen Gottesdienst und Musik teilte, das Leben grausam anders als der schöne Traum, den er gerade von der einzigartigen Wirkung seiner Sinfonien erhofft hatte. Auch war Bruckner in allem äußeren Dingen des Lebens so unbeholfen, naiv und weltfremd, daß er die vielen Angriffe einfach als Schicksalsfügung hinnahm. Natürlich gingen der Schmerz enttäuschter Freude und das Gefühl der Vereinsamung nicht ganz spurlos an ihm vorüber, wenn er auch standhaft schwierte und es demütig mitanah, wie seine innigstgeliebte Heimat so wenig von ihm wissen wollte. Aber in eine Polemik über sein Werk hätte er sich nie eingelassen, um in Strömungen und Entwicklungen selbst agitatorisch einzugreifen, war er viel zu ungewandt; er empfand das auch nicht als notwendig, wußte er doch genau, daß sein Gesamtwerk als glänzendster Anwalt seiner Ideen diese Streitereien überdauern und der Menschheit, die es noch so sehr verachtet, doch noch in der ganzen paradiesischen Freude seines Schöpfers sich offenbaren werde.

Das Brucknerjubiläum ist in diesem Sinne sein Triumphtag und einfache Bestätigung dafür, daß aus ungehobener Glaubensstiefe geborene Schöpfungen sich langsam, aber sicher durchsetzen. Man wird jetzt um so williger auf beiden Seiten einen energischen Strich unter das Vergangene machen, als die historische Distanz uns nachdrücklich gelehrt hat, daß die einstige Überhöhung von Brahms zum Teil ungerechtfertigt war. Denn Brahms, der in seinen Sinfonien uns nur ausgeweitete Kammermusik gab, steht uns heute schon ferner als Bruckner, in dessen Ringen um die Sinfoniewelt zwar immer noch ein Problem liegt, für dessen kraftvolle Emanationen aber doch schon eine architektonische und rhythmische Erklärung gefunden ist. Verständnisloser Ablehnung dürfte heute kaum mehr eines der sinfonischen oder gar kirchlichen Werke dieses echten Mystikers begegnen, im Gegenteil überzeugt trotz der gewagten äußeren Dimension immer stärker die durchdachte, abgenogene Gliederung, die heftig fortstrebende Bewegung dieser Tonsprache. Ob gotisch oder barock oder seines Webermeier, danach fragen wir schon garnicht mehr; wichtiger für uns heutige ist, daß da etwas aus seelischen Wehen Entstandenes und nicht bloß mit dem rechnerischen Hirn Gemachtes zu uns spricht. Hanslick nannte es vor dreißig Jahren „unmenschliches Getöse“, einer der besten Brucknererklärer von heute, Karl Grunsky, vergleicht selbst die anspruchsvollen Schlußgebilde seiner Sinfonien riesigen Ausbrüchen ins Ewige. Was von den Ohren um 1890 als eine „Folter endloser tödlicher Monotonie“ empfunden wurde, ist heute dank den religiösen Kräften, die in dieser monumentalen Kultform schlummern, für Viele eine Quelle

der Erbauung und inneren Erhebung geworden. Bruckners Werk lebt, ja das Tonerl ist im Begriff in Modi zu kommen und es ist in dieser Beziehung schon beinahe gleichgültig, ob einer der 35 Sinfoniesätze aufgeführt wird oder eine seiner drei großen Messen oder ein anderes Chorwerk, so eindringlich wirkt heute auf allen Gebieten seine geistig vereinheitlichte Thematik, seine überreiche Melodik.

Bruckner zählt heute vor allem zu den „Arrivierten“ des Sinfonistertreffes. Die Elemente der „Klassischen“ Musik, mit denen sich Brahms noch absand, reichten nicht mehr aus zur Symbolisierung seines religiös erregter Innern. Um seine erhabenen Ideen musikalisch zu gestalten, suchte er nach neuen Mitteln, auf diesem Weg der Ekstase folgte ihm vornehmlich Gustav Mahler, für den dieser dann doch mehr den Abglanz der Welt in Töne zu fassen unternahm, während das Transzendente in Bruckners Sinfonik ausschließlich im heiligen Reich Gottes begründet ist. An schöpferischer Potenz sind aber beide gleich und ergänzen sich gerade in ihren Sinfonien äußerst wertvoll. Die Sinfonie als Kunstform ist heute nicht wesentlich über sie hinausgewachsen, vielleicht auch daß sie das garnicht mehr vermag, nachdem sie in dieser zweiseitigen Eigenart einer jeweils in sich geschlossenen Kulturwelt ihren Höhepunkt zweifellos erreicht, wenn nicht gar überschritten hat. Jedenfalls werden Bruckners und Mahlers Sinfonien nebeneinander noch auf lange Zeit einen breiten Raum in den Konzertprogrammen einnehmen, dem Lehrer wie dem Schüler zum wohlverdienten Nachruhm. Und die Welt wird weiterhin Gelegenheit haben zu erkennen, was in die Sinfonieliteratur nun eigentlich ein Cimborasso und was nur ein Maulwurfsbügel ist. Aber diesem Bittat Hugo Wolfs seien auch noch die Worte Adolr Ernens angefügt, der bei der Verleihung des doctor honoris causa im Jahre 1891 an Bruckner folgende Ansprache richtete: „Wo die Wissenschaft Halt machen muß, wo ihr unübersteigliche Schranken gesetzt sind, dort beginnt das Reich der Kunst, welche das auszudrücken vermag, was allem Wissen verschlossen bleibt. Ja, der Rektor Magnificus der Wiener Universität, beuge mich vor dem ehemaligen Unterlehrer von Windhaag!“ Ob wir nun einen Blick auf das Vor Gebirge der Brucknerwelt, auf seine Kirchen- und Chorwerke werfen oder gleich vor seine massiven Sinfonieberge hintreten, dieses primäre Gefühl der Dankbarkeit wird stets vorherrschend bleiben dem Priester des Allerheiligsten gegenüber, der in der Tat ein heiliger Antonius war. Gratias agimus!

Zur Diätetik der Seele

Von Ernst Freiherr von Reuchtersleben (1806—1840)
II.

Von dem Nichts aber kann man sich nur dadurch retten, daß man es ewig verneint; ein verneintes Nichts ist ein Dasein, und es gibt kein anderes Dasein, als Tätigkeit, welche zugleich der reinste, eigentlich der einzige Genuß lebendiger Wesen ist. Da die Hypochondrie, von welcher wie jetzt reden, auch nicht einmal Krankheit ist, so wird sie selbst durch Krankheit verneint, und der Geistesbruder des eben Zitierten hat Recht, wenn er behauptet: „Man mache den Hypochondristen krank, damit er einsehe, was krank sein heiße, und er wird gesund werden. Probatum est. Man lasse den Hypochondristen hypochondrisch sein; denn er weiß sonst nichts mit sich anzufangen. Auch probatum est.“ — Betrachte man diesen leidigen Zustand als was man wolle: als Schwäche, Einbildung, Faulheit, Dummheit, Egoismus, Krankheit, anfangenden Wahnsinn, — denn er ist das alles, und mehr, sein Name ist Begion, und er kommt vom obersten der Bösen, — immer bleibt Tätigkeit der Engel mit dem Flammenschwert, der ihm den Eintritt ins Paradies verwehrt, welches Menschen bewohnen, die der Natur und Pflicht getreu geliebt sind. Ruhe gebührt nicht eher und Ruhe bekommt nicht eher, als bis man ihrer bedarf. Da eigentlich solche Hypochondristen, denen nichts fehlt, (oder die das Nichts plagt), gar kein Mitleid erregen oder verdienen, so sehe ich nicht ein, warum man sie nicht lieber für unhöflich erklärt, was sie doch wahrlich sind, und, indem man sie mit diesem gesellschaftlichen Brandmal bezeichnet, zu ihrer Beschämung von der Societät ausschließt. Das würde vielleicht, zu ihrem eigenen Heile, der Sache schneller ein Ende machen, als alle meine und andere philosophische Diskussionen darüber. Ja, man plage sie, zu ihrem Heile; wenn die Gesellschaft in irgend einem Falle das Recht hat, zu peinigen, so ist es hier; sagt doch des Dichters erprobtes Wort:

Der Hypochonder ist bald kuriert,
Wenn dich das Leben recht kuzioniert.

Es sind besonders drei Gemütslagen, die zu jener Hypochondrie disponieren, von welcher wir hier sprechen, — die wohl auch den Arzt — wenn er ein Seelenarzt ist,

oder nicht den Apotheker angeht. Sie heißen: Egoismus, Müßiggang, Pedantismus. Von den ersten beiden ist in diesen Blättern oft genug die Rede: Aber der Letzte wird nur zu häufig im Lebensverkehr irrig gedeutet; wird dem angeschuldigt, der frei von ihm ist, wird dort am wenigsten gesucht, wo er am bölligsten zu finden ist. Nicht Ordnung und Nützlichkeit, von der sich nicht leicht eine Über-treibung denken läßt, ist Pedantismus; der Geist der Kleinlichkeit, der den Zweck über den Mitteln vergißt, der ein Sklave selbstgemachter oder konventioneller Sitten ist, — er, und er allein verdient diesen Namen. Nicht der stille Gelehrte, der über der bessern Gesellschaft seiner Bücher die schlechtere der Welt vernachlässigt, und viel-leicht wirklich ihre Konventionen schon verlernt hat, ist der Pedant; sondern nur der Gelehrte, dem die Konventionen der Bücherwelt höher als die Welt des Geistes gelten, die durch den Buchstaben nur vertreten nicht verdrängt werden soll; dem nur die Ausgaben des Aristoteles, nicht was Aristoteles dachte und wollte, wichtig sind; nur die Urkunden verfloßener Jahrhunderte, nicht der Sinn, den sie ausdrücken, nicht der Zweck, dem sie absichtslos dien-ten. Und der sich am wenigsten trügnen läßt, der Ged im Salon, dessen Lebenslust, Ton, Formen, Mode, alle jene Kleinlichkeiten sind, welche der Mißverstand der An-gewöhnung aus Mitteln eines notwendigen oder ange-nommen, sozialen Verkehrs zu selbständigen Zwecken er-hoben hat, — er ist der lächerlichste, der eigentliche Pe-dant. Das Spiel ist ihm zum Ernste geworden, und er hält nun das Ernste für Spiel. Und nun darf man nur einen Blick auf das Motto werfen, das ich diesen Abschnitte vorsetzte, um die Beziehung, in welche ich den Pedantismus hier bringe, zu verstehen. Was gibt es Kleinlicheres als die körperlichen Unbequemlichkeiten, an deren ewig wiederkehrende Betrachtung der Hypochondrie sein besseres Selbst vergeudet? Man könnte die Hypo-chondrie die Eitelkeit des Befindens nennen. Und diese törichte, grillenhafte Selbstbepiegelung, — sie führt zum geistigen Lode in dem Maße, als sie mit knabenhafter Angst das ihr unablässig vorjuchende Schreckbild des Körperlichen zu fliehen bemüht ist. Aber sie gefällt sich in ihrer Schwäche, und hat sich sogar in unserm Jahrhun-derte nützlicher Verfeinerung ein Idol erfunden, in wel-chem sie sich beschönigen, ja verehren kann. Wir wollen es näher ins Auge fassen.

Es ist manchmal von der Melancholie berühmter Män-ner die Rede. Der Ausspruch des Stagiriten: daß er-habene und tiefstehende Menschen meist zur Traurigkeit hinneigen, legitimiert sie. Camoens, Tasso, Young, Lord Byron schweben uns in idealer Düsternheit vor; die beiden ersten haben wir zur Verherrlichung der Hypochondrie aufs Theater gebracht; an ihren Leiden erbauen wir uns, die der letzteren affektieren wir zu teilen. Alles dies ge-hört auf ein anderes Blatt. Wie es großen Männern zu Mute ist, anderes sie selbst ausdrücken und ins Reine bringen; aber von der modernen Poesie laßt uns hier ein Wort einschalten. Bei ihr ist nicht die Rede von großen Männern, — wohl aber von krankhaften Zuständen. Sagen wirs nur immer gerade heraus; Hypochondrie, entgeistende, grämliche, affadierende Hypochondrie, ist die Anne der modernen Literatur, und man wird nächstens zur richtigen Beurteilung unserer jüngsten Dichter des Arztes statt des Rezensenten bedürfen. Ein junger Mensch, im mütter-lichen Hause er — oder vielmehr verzogen, ohne Erfah-rung, ohne Studium, ohne bestimmte Richtung, ohne Kraft zu arbeiten oder wahrhaft zu genießen, wird sich seines elenden Schwelbens zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Nichtgewesensein und Nichtwerden, inne. Er lieft Novellen und geht ins Theater, vergleicht sich mit Dichtern und Helden, und macht Verse. Nun wird es ihm auf einmal klar, daß sein erbärmlicher Zustand von Langeweile eigentlich eine unangenehme Tiefe, eine un-befriedigte Sehnsucht ist. Er greift in das Meer melan-cholischer Phrasen, womit die poetischen Ströme von De-gezimmern uns überflutet haben; er badet sich in diesen Wässern und spiegelt sich in ihnen; Camoens und Byron sind seine Leidensgenossen; nur, daß sein Jammer, weil seitdem die Zeit vorge-schritten ist, viel interessanter wird, und nächstens eine zweite Auflage zu erleben hofft. So bringt der Unglückliche seine Jugend hin, — und greift ihm nun das Leben, das er veräußert hat, wirklich an die Kehle, steigt ihm ein anderes Wasser als sein poetisches an den Hals, — da ist sein Glend fertig. Er, der weder die Welt noch sich selbst kennen gelernt hat, schnappt nun vergebens nach seinen poetischen Bildern; er kann sie nicht brauchen, sie können ihn nicht trösten; er geht mit ihm seinen dichterischen Herrlichkeiten kläglich zu Grunde. So geht es dem Unbegabten; aber auch dem eigentlich Ta-lentvollen, der zum Dichter berufen wäre, wird es nicht besser, — ja schlimmer. Der verliert sich erst recht in die schauerlichen Abgründe seines kleingroßen Ich; glaubt zu dichten, indem er hypochondrisch grübelt, — und ladet sich jene größte Lebenskrankheit des innerlichen Zwiespaltes wirklich auf den Hals, welche jener nur heuchelt. Solche Dichter ziehen natürlich ihr Publikum nach, — und da jetzt fast alles Publikum ist, Alles von Literatur fingen und reden will, — so begreift sich, wie nötig es ist, daß man diese literarischen Interessen in einer diätetischen Schrift bespreche, wenn man noch einen Teil des Publikums vor dem Gräuel der Hypochondrie retten will. Es gehört also zur Diätetik der Seele, daß wir, weit wir die soi-disants Youngs und Byrons unserer Tage doch nur ein-mal kaum überzeugen werden, daß sie vorerst was Rechtes lernen sollten, — es gehört sage ich, zur Seelendiätetik, daß wir sie jammern lassen. Wären sie des traurigen Gefühl ihrer Unzulänglichkeit im behaglichen Wieder-können selbst genießen! Wir wollen am Leben halten, und uns Mit statt Verzweiflung zu verschaffen suchen.

Zehn Jahre deutsche Presse

Von Dr. Albrecht Ritter, Heidelberg.

Die Presse war noch immer das Spiegelbild des öf-fentlichen Lebens; in ihr weint und lacht das Volk und alle Begebenheiten, alle Umwälzungen sozialer und poli-tischer, wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Art steigen in ihr auf und nieder. Die Presse ist das große Instrument, dessen Reformanz alle die hohen und tiefen Töne des Ge-schehens im öffentlichen Leben wiederklängen läßt; in ihrem Spiegel erscheinen daher mit eindringlicher Wirk-lichkeit auch die Zeichen der Epoche, die hinter uns liegt. Zu den kostbarsten Gütern eines Volkes gehört die Pressefreiheit. Sie ist seit Ende des 17. Jahrhunderts von England ausgehend zu einem der wichtigsten Pro-grammpunkte des bürgerlichen Liberalismus in allen Län-dern erhoben worden und mit jedem Aufstiege des Bür-gertums war auch eine Forderung der Pressefreiheit ver-bunden. Ja, man kann so weit gehen; zu sagen, daß die ganze Kulturentwicklung eines Volkes nach dem je-weiligen Zustand der Pressefreiheit beurteilt werden kann. Als der Weltkrieg ausgebrochen war, wurde das vielgestaltige und reiche deutsche Zeitungsweesen, das man seit dem Jahre 1848 als den Pulsschlag des öffentlichen Lebens bezeichnen konnte, mit einem Schlage mundtot ge-macht, und die ersten Augusttage des Jahres 1914 waren die letzten Tage des freien Schrifttums bis zur Beendi-gung des großen Weltkrieges. Denn mit Kriegsbeginn setzte die Unterstellung des ganzen öffentlichen Nachrich-tendienstes in der Heimat unter die Kontrolle der stell-vertretenden Generalkommandos ein. Es war im mili-tärischen Sinne vollkommen verständlich, daß andere als amtlich zugelassene militärische und politische Nachrichten nicht mehr denkbar waren, private Meldungen von der Front der Zensur unterlagen und auch militärische und seld-zeitliche Abhandlungen nicht ohne militärische Ein-sichtnahme veröffentlicht werden durften. Da aber fast je-des Gewerbe Kriegsindustrie war, konnten auch Nachrich-ten aus Industrie, Handel und Verkehr vom Heeresstand-punkte aus angriffsfähig sein, wie auch Nachrichten über Landwirtschaft und Lebensmittelversorgung angeht, die der Hungerblockade uns bei den Gegnern Schaden zufügen konnten. General von Lubendorf war der Schöpfer die-ser Organisation des öffentlichen Nachrichtendienstes, nach seinen Forderungen sollte im deutschen Volke eine ge-schlossene Meinung erhalten bleiben, alles Trennende sollte verschwinden. Somit wurde die gesamte deutsche Presse unter eine Art „Zwangswirtschaft der öffentlichen Meinung“ gestellt, die allerdings bei der verschiedenarti-gen Behandlung durch die oft ungeschulten Zensoren auf die Dauer unerträgliche Formen annehmen mußte, wie schon nach außen hin in der Uniformierung des Nach-richtenmaterials eine glatte, des geistigen Wertes entbeh-rende Formalisierung in die Erscheinung trat. Es ver-festigt sich, daß der an freie Meinungsäußerung gewöhnten Presse außerordentliche Opfer auferlegt wurden; vieles mußte gegen die innerste Überzeugung der Redaktionen ver-schwiegen werden, alle politische Eigenansichten, jede Kri-tik (auch angeht der immer beher-igter werdenden mi-litärischen Lage) hatten zu verstummen. Erst im zweiten Drittel des Krieges, als sich die Meinungsverschiedenhei-ten über dessen Ausgang mehr und mehr in den Vorder-ground drängten, kam etwas von jener bunten Färbung in die politische Tendenz der Blätter, die ihnen ein in-dividuelles Gepräge gab. Diese Erscheinung war: schließ-lich zu mit den innerpolitischen Zuständen der Krone in Aufgabe ihrer verfassungsmäßigen Rechte, mit der Forderung einer Wahlrechtsreform in Preußen, der Par-lamentarisierung u. a. m., so daß allmählich auch Erör-terungen über die Frage des Friedensschlusses, der Kan-zlerkrisis, der Ernährung usw. freien Ausbruch finden konnten. Über das begriffliche Mißtrauen weiter Volkstrennung die Wahrhaftigkeit der Presse war einmal da; das Volk fühlte sich von seiner Presse belogen, ihr Kredit war verlohren. Das sollte sich mit furchtbarer Offenheit zeigen, als der Krieg er gütlich verloren war und die Re-volution ausbrach; „Brüder! Die Soldaten und Arbeiter Münchens haben heute nacht die Zeitungen besetzt. Sie haben die schändliche Sezepresse, die das deutsche Volk durch 51 Monate belogen hat, die eine ungeheure Blut-schuld an diesem Völkermorden trägt, in Haft genommen“ schrieb ein Flugblatt Eisners in den Novembertagen 1918. Und wie eine Meute hekten die Männer der Revolution hinter der Presse her, die entweder die von der Zentrale ausgegebenen Nachrichten im guten Glauben hinnahm oder gegen ihren Willen und nur unter Geheißzwang handelnd während der schweren Kriegsjahre ihren Mund zu halten hatte. In allen Zentren des Reiches und in der Provinz wurde die Presse von den örtlichen Macht-habern übernommen, in ohnmächtiger Mut mußte sie sich einer neuen Knebelung ihrer Freiheit fügen. Neue Blät-ter tauchten auf, massenhaft, Eintagsfliegen, heberische Nachwerke für den Tag geboren und mit ihm versinkend, durch ihren Namen u. aufreizenden Titel den Inhalt verrätend. Mit der Verhütung der politischen Zustände trat auch eine Einschränkung in der Pressefreiheit ein. Die Reichs-verfassung vom 11. 8. 1919 verbürgte erneut die Presse-freiheit derart, daß es jedem Deutschen erlaubt ist, inner-halb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Mei-nung durch Wort und Schrift zu äußern. Freilich hat dieser Grundsatz, der sich allerdings schon in der Verfassung des Deutschen Reiches vom Jahre 1871 fand, im Laufe der weiteren politischen Entwicklung einschneidende Modi-fikationen erfahren, vor allem durch die mit Reichsgesetz vom 18. 7. 1922 ergangene „Notverordnung zum Schutze der deutschen Republik“ — ein Beweis, daß auch die de-mokratische Staatsform keine Bedenken trägt, nötigenfalls Einschränkungen in der Pressefreiheit vorzunehmen.

Im Fluge durch die Rand-staaten nach Finnland

Von Paula Steiner, Königsberg.

Wenn in unsern Tagen, da die Technik mit Siebenmeilen-stiefeln über den Erdball wandert, ein Fluggast vor dem An-tritt einer größeren Luftreise steht, so richten alle um ihr kostbares Leben gar zu Besorgten immer erneut die Frage an ihn: „Geben Sie denn gar keine Angst?“, und sie halten es für eine unerhörte Herausforderung an das Schicksal, wenn ihnen die scherzhaftige Antwort wird: „Es ist schließlich ganz egal, wo man sich das Genid bricht.“ Sicher sind diese Frage-steller sich der Locheit ihres Tuns nicht bewußt. Ihr Gedanken an Vergangenes hat rückschauend vergessen, welchen Ent-wicklungsgang unser Verkehrsweesen in den letzten Jahrzehn-ten genommen hat. Viele von ihnen haben als Kinder den ersten „pferdelosen“ Wagen, die elektrische Bahn, als ein-der sieben Weltwunder besaunt. Sie sehen sich mit absoluter Unbedenkenhaftigkeit in die Eisenbahn oder in ein Auto, ohne vorher die Zahlen der Unfallstatistik einer eingehenden Prü-fung zu unterziehen. In der Vorstellungswelt der meisten Menschen spielt die Bewohnung eine bedeutsame Rolle. Weil die weitere Luftreise oft noch nicht das Perlmutterliche, sondern die Ausnahme ist, mußt sie freudig an. Ganz zu Un-recht. Denn der Luftverkehrsplan arbeitet mit einer unprozentigen Sicherheit.

Ein zweites Gegenargument liegt in der Tatsache, daß die Flugreise vor Unwissenheit als Luxus bezeichnet wird, wenn sie den Fahrpreis an dem der Eisenbahn misst. Aber auch das trifft nur sehr bedingt zu, part doch der Reisende, zum-mal der Kaufmann, dem Zeit Geld ist, der Stunden und den Hotelkosten nach so viel ein, daß die Differenz kaum noch ins Gewicht fällt. Da Beispiele der beste Beweis sind, sei ein wohlgeprobt angeführt. Der Kaufmann kam am Morgen von Königsberg abfliegen und in etwa anderthalb Stunden in Danzig sein. Er hat zur Erleichterung seiner Obliegenhei-ten ganzen Vor- und Nachmittag Zeit und erreicht am Spät-nachmittag das Flugzeug, das aus Berlin zurückkehrt und das ihn in wiederum nur anderthalb Stunden der allen Kaufmann zuträgt. Er spart auf diesem Wege nicht allein Zeit, sondern auch Hotelkosten und ein sehr kostspieliges Wium. Das freilich ist nur eine kleine Streife. Stellt man nun eine größere Kilometerzahl vergleichsweise nebeneinander, so ändert sich das Bild bedeutend zugunsten des Luftverkehrs. Die Strecke Berlin—Gefingfors nimmt eine Zeidauer von etwa 50 Stun-den zu Eisenbahn und Schiff in Anspruch, im Luftverkehr dauert sie 12,5 Stunden. Diese Zahlen reden eine unbe-streitbare Sprache, sie zeigen auf, daß Entfernungen — man schöpfe den Begriff zu tiefst aus — „im Fluge“ genommen werden können. Es ist gar vergnüglich, diese Überlegung einmal aus der Theorie in die Praxis des Lebens übersehen zu können.

Neben einem weithinspannenden Flugplan befährt Junkers-Länderverbindende Friedenstaube auch das osteuropäische Luft-neer im täglichen Verkehr. Der Aero Lloyd, der den Flug-gast aus der Reichshauptstadt unseres Vaterlandes in 5 1/2 Stunden nach Königsberg befördert, überbringt ihn auf dem neuesten Flugplatz in Dewau der Obhut des am kom-menden Tage bereit stehenden Luftschiffes.

In früher Morgenstunde steigt der silbante Vogel in Kö-nigsberg empor, die Stadt der „reinen Vernunft“ mit Dom und Schloß hinter sich lassend. Nach kurzem Anflug querfeldein, breitet sich vor den Widen des Passagiers ein Bild von unvergleichlicher Schönheit. Die D. 272 überfliegt die „kleine Sahara“, die kurische Neuhung, die umsäumt ist von dem leicht gekrümmten Sauf zur einen, den schaumgekrönten Wellen der Ostsee zur anderen Seite. Kaum entdeckt man aus der Höhe der Grenzmarkung, jene Stelle, an der der Friedensvertrag durch einen festlichst deutsches Land, das Memelgebiet, vom Mutterlande trennt. In 45 Minuten ist Memel erreicht, eine Eilfahrt, gemessen an der Eisenbahn, die die gleiche Strecke in sieben Stunden dahinkriecht.

Eine kurze Strecke landein führt durch Litauen. Der Reife-lamerad schaut fündend herüber und weist ein stilles Ge-denken an denen, die in feindlicher Erde ruhen. Nicht lang, so taucht ein neuer Staat ins Blickfeld: Lettland. Kilometer um Kilometer verschlingt das Flugzeug mit einer so runde-rsamten Ruhe und Gelassenheit, daß der Passagier beim Lesen eines Buches kaum die Bewegung fühlt. Erst als der Meißel-bozel sich leise senkt, entdeckt ihn Lettlands Hauptstadt, Riga, aus der Vogelperspektive. Das breite Band der Düna über-wältigt von mächtigen Brücken, ist ihm Wegweiser. Die gal-denen Kuppeln der russischen Kathedrale fangen das Sonnen-gold und strahlen es märchenhaft schön und unwirklich wie-der.

Indes der Fahrplan gestattet nicht zu säumen und zu träu-men. Eine kurze Rast nur und schon rattert wieder die Kraft der Motoren über dem Saum des Meeres. Man müßte das bekannte Völkchen abwandern: „Wer recht in Freuden wandern will, der flieg der Sonn entgegen.“ Wie begeistert ist nicht allein der geographische Anschauungsunterricht aus 1300 Meter Höhe, die vergnüglich die Höhenphilosophie, die den rechten Abstand von der Kleinheit der Erde und die Klein-heit menschlichen Sorgens lehrt. Das Höhenfeuer schnell empor: 1400 Meter, 1500 Meter. Die Metalltaube zerteilt wie mit einem Schwertschlag die Wolkenwände, saust un-ter ihnen überquer sie sieghaft. Wolkenberge und Täler wechseln, und der Wind wirft den täglichen Gast leise strei-chelnd, seine lose Wolkenfetzen auf die tiefblauen Wellen der leicht gekrümmten See.

Das Rauberland des freien Meeres spinnst den Nachden-lichen ein, Stunde um Stunde, wenn nicht wiederum ein neues Land sich in die Gedankenwelt drängt: Estland. Der Revaler Hafen scheint, aus der Höhe beurteilt, die schmerzlich Kriegssorgen überwinden zu haben, ein Einbruch, der sich bei näherer Betrachtung vollinhaltlich bestätigt. Aufragt der Domberg, in Grün gebettet, schnell hält der Blick die Neu-arrigkeit des Stadtbildes fest, während schon das Zubringer- auto dem Wasserflughafen zueilt. Draußen bahnen sich pul-send und tauchend die Schiffe einen Weg durch die finnische See, fünf lange Stunden. Das Flugzeug überbeut die gleiche Entfernung in 45 Minuten. Wie kleine, blaue Porzellanstücke auf die ein humorgelegener Maler Schüfer, Strauchhügel und Zwergbäume geworfen hat, schwimmen die finnischen Schären in den hochgetürmten Wellen und rücken näher und näher dem ersehnten Ziele zu: Gefingfors. Die Erde will wieder Wirklichkeit werden. . . .

Mein das Märchen wäre nicht vollkommen, wenn es nicht auch Abenteuer zu bestehen gäbe. Wisweilen laßt der We-tergott ob der Heberhöflichkeit der Menschheit und läßt die Vaden auf. Das tut er dann so grübelnd, daß er mit dem kleinen Metallvogel Raubball spielt, oder er wirft es in die Nähe der Militärflugplätze freunder Länder. Die Bewohner geraten dann in eine solche Angst vor dem „Teufelsweib“, daß sie es stunden- und tageweise beschlagnahmen und von der Spionagefreiheit erfährt werden, die je nach der Situa-tion in der sie auftritt, mehr oder minder lange währt, ehe sie heilt. Und doch, viel zauberlicher noch, als je ein Dichters-gemüt sie in das Gewand der Worte zu Leiden vermöchte, ist die Reise durch die Luft. Lezer, laß Dein Phantasiereich-leit traben.